

HABITUELLE URBANITÄT

PETER DIRKSMEIER

Summary: Habitual urbanity

As the starting point for the development of society, cities are characterised by a high degree of individualisation and the anonymity of their inhabitants. Anonymity, or constant contact with strangers, offers individuals a greater scope of action. Urbanity can therefore be defined as the contingency of a city, which manifests itself in the greater scope for action of its inhabitants compared to other forms of settlement. This essay introduces the concept that the habitus of city dwellers is instrumental in helping them cope with the additional risks and opportunities offered by the city. It develops the theory that this “incorporation” of the conditions in the city occurs with the help of a kind of capital which, in the following, is derived from the social theory of PIERRE BOURDIEU. On the basis of the term *habitual urbanity*, largely recognised but still inadequately researched transformational processes in rural regions can then be theoretically investigated.

Zusammenfassung: Städte als Ausgangspunkte der Gesellschaftsbildung weisen als charakteristische Merkmale einen hohen Grad an Individualisierung sowie die gegenseitige Fremdheit ihrer Bewohner auf. Fremdheit führt zu erweiterten Handlungsoptionen durch den allgegenwärtigen Fremdkontakt. Urbanität lässt sich daher als die aus Individualisierung und Fremdheit entstehende Kontingenz der Stadt definieren, die sich in einem gegenüber anderen Siedlungsformen geweiteten Handlungsraum der Individuen ausdrückt. Der Aufsatz skizziert den Habitus der Akteure als die Bewältigungsinstanz des erweiterten Kontingenzrahmens der Stadt. Er entwickelt die These, dass sich diese Inkorporierung der Lebensbedingungen in den Habitus mittels einer besonderen Kapitalart vollzieht, die im Folgenden als residenzielles Kapital theoretisch aus der Sozialtheorie PIERRE BOURDIEUS hergeleitet wird. Mithilfe des solchermaßen gewonnenen Begriffs der *habituellen Urbanität* lassen sich anschließend in der Geographie weithin erkannte, aber noch nicht hinreichend erforschte Transformationsvorgänge in ländlichen Regionen theoretisch fundiert untersuchen.

1 Einleitung

Städte sind die Wiegen der Zivilisation. Sie stellen seit der Polis den Raum bereit, in dem sich Politik, Ökonomie, Recht, Wissenschaft, Kunst und Religion zu dem Konstrukt entwickeln konnten, das wir heute moderne Gesellschaft nennen. Doch die moderne Gesellschaft scheint sich gegenwärtig ihres ursprünglichen Gehäuses überdrüssig zu sein. Die zentrifugale Kraft der Suburbanisierung zerrt an den Kernstädten. Die Randwanderung führte zunächst zu einem Bevölkerungsanstieg im vormals ländlichen Umland der Städte, anschließend zu einer Nivellierung der Zentrum/Peripherie-Differenzierung und schließlich zur „Auflösung“ der Stadt: „Stadt ist heute überall und nirgendwo und als räumliche Form, wenn überhaupt, wohl noch am ehesten bei den Klein- und Mittelstädten zu beobachten“ (BAHRENBURG 2003, 219). Eine viel zitierte Konsequenz dieser Beobachtung ist die unpräzise These einer „ubiquitären Urbanität“, die urbane Verhaltensweisen und Lebensbedingungen zu gesamtgesellschaftlichen erklärt und die vollkommen urbanisierte Gesellschaft postuliert (vgl. SIEBEL 1999; AMIN u. THRIFT 2002). Der Beitrag greift an dieser Stelle in die Diskussion ein und skizziert eine bisher unbeachtete Möglichkeit, die Theorie der Praxis des französischen

Soziologen PIERRE BOURDIEU für eine theoretische Schärfung und empirische Überprüfung der dargelegten These fruchtbar zu machen.

Der Unterschied zu bisherigen Arbeiten zu dieser Fragestellung besteht darin, dass in Anknüpfung an die Überlegungen von GEORG SIMMEL und EDGAR SALIN Urbanität mithilfe der BOURDIEUSCHEN Konzepte von Habitus und Kapital in den Akteuren selbst verankert wird. Der solcherart gewonnene Terminus der *habituellen Urbanität* stellt einerseits das begriffliche Instrumentarium für eine empirische Untersuchung der breit diskutierten These einer urbanisierten Gesellschaft bereit und erlaubt des Weiteren die Formulierung neuer Forschungsfragen zu vielschichtigen Transformationsvorgängen in ländlichen Räumen, wie sie beispielsweise KAGERMEIER et al. unter dem Begriff der „postsuburbanen Entwicklungsmuster“ (2001, 172) für die Region Südbayern thematisieren. Ziel dieses Aufsatzes ist es, ein theoretisches Konzept zu konkretisieren, welches Urbanität als eine in den Habitus der Akteure verankerte Kapitalform begreift. Eine solcherart in den Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata angesiedelte Urbanität ermöglicht es, Urbanisierung in ländlichen Räumen subjektzentriert zu untersuchen. Urbanisierung wird hierzu definiert als räumliche Diffusion von Urbanität. Auf diese Weise lassen sich neue

Forschungsfragen an komplexe sozioökonomische Prozesse stellen. Der Beitrag argumentiert dabei in vier Schritten. Der folgende Abschnitt (2) definiert zunächst Urbanität auf Basis ihrer grundlegenden Kategorien Fremdheit, Individualisierung und Kontingenz. Dem schließt sich eine Darstellung der für die Argumentation wesentlichen Inhalte der BOURDIEUSCHEN „Theorie der Praxis“, Habitus und Kapital, an (Abschnitt 3). Der vierte Abschnitt konzipiert Urbanität vermittelt über residenzielles Kapital als Teil des Habitus (4). Abschnitt 5 diskutiert Urbanisierung unter dem Aspekt der habituellen Urbanität und zeigt auf diese Weise eine neue Forschungsperspektive für urbane Transformationsvorgänge in ländlichen Räumen auf.

2 Urbanität

Urbanität als wissenschaftliche Kategorie weist eine große inhaltliche Spannweite auf. Hinzu kommt, dass kaum ein Begriff so häufig in der deutschsprachigen stadtgeographischen Literatur Verwendung findet und dennoch so unbestimmt ist wie die Urbanität. Sie bezeichnet das Wesen der Stadt, ihren Unterschied zu anderen Siedlungsformen und zugleich die Einstellungen, Werte und Verhaltensstandards ihrer Bewohner. Ihr Inhalt variiert je nach Autor zwischen einer gebauten Urbanität, die durch den Städtebau „herbeigeplant“ werden kann (vgl. BAHRDT 1971, 131) und einem fragilen sozialen Gebilde, das höchst flüchtig ist und in der Geschichte nur selten existierte (vgl. SALIN 1960). Sie wäre nach dieser letztgenannten Auffassung abhängig von Bildung und Politik, nicht aber vom Städtebau. Es sei vielmehr „Lug und Trug, wenn überhaupt gemeint wird, daß durch irgendein Bauwerk oder durch irgendeine Stadtform und nicht durch eine völlige Neuerweckung des Menschlichen und des Geistigen im Menschen Urbanität ins Leben gerufen werden und gedeihen kann“ (SALIN 1970, 875). Nach dieser Lesart existiert Urbanität als eine Form von Kultur in den Köpfen und im Charakter der Urbaniten (vgl. HÄUSSERMANN u. SIEBEL 1997, 305).

Dieser Beitrag hat nicht den Anspruch, im Anschluss an diese Kontroverse den „wahren“ Inhalt der Urbanität zu klären. Er fokussiert stattdessen drei konstitutive inhaltliche Merkmale des Begriffs, die in Variationen in fast allen Urbanitätskonzepten existieren, welche Urbanität als „eine soziale Beziehungsstruktur, die sich räumlich formt“ (SIEBEL 1999, 118) konzipieren. Diese drei konstitutiven Kategorien sind Fremdheit, Individualisierung und Kontingenz. Sie werden im Folgenden erläutert, um aufbauend auf diesen Begriffen zu einer Definition der Urbanität zu gelangen.

2.1 Fremdheit

Stadt ist zunächst eine Ansammlung von Menschen, die untereinander fremd sind. Ihre soziale Ordnung baut auf der strikten Trennung zwischen Eigenem und Fremden auf. Die Kontakte zur eigenen Gruppe, der Familie, Kindred oder Sippe erfahren eine Privilegierung im Gegensatz zu den Kontakten mit Fremden (vgl. BAECKER 2004, 258). Diese Disprivilegierung des Fremdkontaktes ist die Basis der urbanen Soziabilität.¹ Die Bedeutung des Fremden für die herausgehobene Stellung der Stadt in der Gesellschaft liegt in seiner ontischen Unbestimmtheit. Die große Zahl der untereinander fremden Menschen an einem Ort generiert ein Maximum an Unbestimmtheit. Diese Latenz hebt die Stadt aus anderen Vergesellschaftungsformen heraus. Unbestimmtheit erschafft neue Möglichkeiten. Jede soziale Beziehung, die sich aus allen potentiell möglichen Beziehungen innerhalb einer Stadt ergibt und zu einer sozial bestimmten wird, konstituiert in ihrer Folge wiederum eine Vielzahl von Unbestimmtheiten als neue Möglichkeiten, die in dieser Form vorher nicht existierten (vgl. HONDRICH 1985, 75). Das Risiko, das ein Kontakt mit dem Fremden in sich birgt, ist folglich eine Optionssteigerung des Handelns. Für spezialisierte Formen des gesellschaftlichen Handelns ist der Umgang mit dem Fremden eine Wachstumsbedingung, die bewusst gewählt oder ausgelassen wird (vgl. STICHWEH 1991, 169). Prototypisch für dieses Handeln ist der Warenaustausch. SIMMEL skizziert daher den Händler als den idealtypischen Fremden (vgl. 1992, 765).

Der Fremde ist demzufolge gekennzeichnet durch ein Moment der Ökonomie. Er ist einerseits in der Lage, neue Waren oder Produkte feilzubieten, andererseits kann er tabuisierte Tätigkeiten ausüben, da er nicht zwangsweise an die Werte der aufnehmenden Gesellschaft gebunden ist. Aufgrund dieser fehlenden Partizipation² ist Reziprozität unter Fremden von öko-

¹ Ein gutes Beispiel für eine solche Disprivilegierung des Fremdkontaktes liefert MAYER FORTES, der auf die Unterscheidung zwischen Einheimischen und Fremden in Tamale, einer Provinzhauptstadt in Nordghana aufmerksam macht. Fremde sind hier Personen, die für ihr Haus Miete zahlen, im Gegensatz zu den Einheimischen, die kostenfrei in der Stadt wohnen (vgl. FORTES 1975, 242).

² Die asymmetrische Reziprozität zwischen Autochthonen und Fremden wird nicht nur zum Handel instrumentalisiert, sondern ganze Herrschaftssysteme stützten sich auf die Loyalität von Fremden, da diese nicht in der Lage waren, selbst Macht zu akkumulieren. Beispiele sind abtrünnige Christen im ottomanischen Reich oder Juden als Hofbeamte im barocken Deutschland des Feudalismus (vgl. COSER 1972).

nomischer Rationalität bestimmt (vgl. HAHN 1994, 160). Stadt entwickelte sich daher an Marktplätzen durch sich fremde, miteinander Handel treibende Menschen. Fremdheit ist die Konstante zwischen den urbanen Siedlern. Die Stadt ist folglich auf der Basis des Fremdkontakts entstanden, der gewagt wurde, weil er Optionssteigerungen des Handelns ermöglichte. Der Umgang mit dem Fremden blieb dennoch ambivalent, disprivilegiert und von Unsicherheiten gezeichnet. In der modernen Stadtgesellschaft ist der Umgang unter den Urbaniten von Indifferenz geprägt. Es existiert eine „*kindness of strangers*“ (TUAN 1986, 15). Kontakte und Interaktionen zielen nur auf spezielle Funktionen der Akteure. Die komplexe Fremdheit des Gegenübers in den diversen Interaktionssituationen des Stadtlebens wird so separiert und bearbeitbar. Der Fremde wird reduziert auf seine Funktion, die bekannt ist und erkannt wird. Fremdheit entwickelt sich in der Stadt zur erwartbaren Normalität (vgl. STICHWEH 1997, 56). Fremdheit nimmt im Zuge dessen einen okkasionellen Charakter an. Ein erstes definierendes Merkmal der Urbanität ist somit ein formalisierter Umgang mit der gegenseitigen Fremdheit der Stadtgesellschaft.

2.2 Individualisierung

Die zweite definierende Komponente der Urbanität ist Individualisierung. Individualisierung ist eine Diagnose, „ein historisch spezifischer, widersprüchlicher Prozess der Vergesellschaftung“ (BECK 1983, 42). Sie ist definiert als „Freisetzung aus traditionellen Bindungen“ (HONDRICH 2004, 34), d.h. als eine Freisetzung individueller Verhaltenserwartungen aus alternativlosen Strukturen. Der Begriff der Individualisierung umreißt die Lebensbedingungen in der modernen Gesellschaft, die durch Wohlstandssteigerung, Mobilität und Bildungsexpansion gekennzeichnet sind. Diese Tendenzen führen zu individuellem Freiheitsgewinn, Selbstbezogenheit und Auflösung von Gemeinschaftswerten (vgl. ebd., 10). Der angeführte Vergesellschaftungsprozess entstand bereits vor der Moderne. Schon in der Antike lassen sich Tendenzen einer Individualisierung nachweisen. So zeigt PERKINS anhand der Brustharnische griechischer Offiziere, dass sich schon um 500 v. Chr. Soldaten durch individuelle Rüstungen aus der Masse des Heeres herausheben wollten. Er interpretiert dies als Indiz einer Individualisierung der Bürgerschicht im antiken Griechenland (vgl. PERKINS 1885, 162).

Individualisierung ist keine soziologische Theorie. Sie ist eine Bezeichnung für gesellschaftlichen Fortschritt und Modernisierung, von der Antike bis zur Ge-

genwart. Dabei ist ihre Abgrenzung nicht immer einfach. Individualisierung in der modernen Gesellschaft zeigt sich im Gewand einer anthropologischen Konstante. Jeder hat unzählbare Möglichkeiten in der Gestaltung seiner Biographie und wird zwangsläufig individualisiert. Diese Evidenz an erweiterten Möglichkeiten macht die These einer Individualisierung der modernen Gesellschaft quasi unwiderlegbar (vgl. HONDRICH 2004, 36). Es fehlt ein Gegenbegriff, der eine zweifelsfreie Zuordnung von sozialen Prozessen zur Individualisierung ermöglichen würde. HONDRICH schlägt daher den Begriff der *Rückbindung* vor, der kollektive Strukturen bezeichnet, die die freie Wahl einschränken, aber durch frei gewählte individuelle Handlungen entstanden sind (vgl. ebd., 37f.). Dieser Begriff bleibt jedoch, wie der Autor selbst einräumt, eine Verlegenheitslösung.

Dennoch ist Individualisierung als Beschreibung eines bestimmenden Charakterzugs gerade der urbanen Soziabilität unverzichtbar. Individuen werden bereits seit Jahrhunderten insbesondere in der Stadt aus traditionellen Sozialbeziehungen herausgelöst und verstärkt auf sich zurückgeworfen. In der sozialen Dichte der Stadt erfahren die Individuen im besonderen Maße eine Individuierung, d.h. eine „Selbstrealisierung des Einzelnen“ (HABERMAS 1988, 190) durch Kollektivierung, wie GEORG SIMMEL sie beschrieben hat. Erst durch die Erweiterung und Überschneidung der sozialen Kreise, der individuellen Funktionsbereiche der sich fremden Individuen, entstehen die Wahlmöglichkeiten und Optionen, die eine Individualisierung institutionell bedingen (vgl. SIMMEL 1992, 456ff.). Die Stadt ist daher der Ort der Individualisierung (vgl. HELBRECHT 2001, 105). Die Überschaubarkeit von Sippe und Kindred der traditionellen Lebensweisen löst sich auf und macht einem unüberschaubaren Kollektiv von „Personen“ Platz, die sich als Handwerker ihrer Biographien betätigen (vgl. ebd., 109). Diese Ideen von Persönlichkeit und „Bastelbiographie“ schaffen wiederum neue Möglichkeiten der Interaktion, die ein Aspekt der Individualisierung sind. Diese Enttraditionalisierung von Traditionen, die zuerst in der frühmodernen Stadt beobachtbar war, hat heute aufgrund der Bildungsexpansion und wohlfahrtsstaatlich organisierter Arbeitsmärkte auf die gesamte Gesellschaft übergreifen. Institutionell erzwungenes selbstbestimmtes Handeln ist kein Alleinstellungsmerkmal der Stadt mehr. Dennoch ist aufgrund der Omnipräsenz von Fremdheit in der Stadt Individualisierung im besonderen Maße ausgeprägt, wie die Tendenz zum Alleinleben in Großstädten zeigt. Ein zweites definierendes Merkmal der Urbanität ist folglich eine durch institutionell geprägte Vergesellschaftung entstandene Individualisierung.

2.3 Kontingenz

Ein drittes definitorisches Kriterium der Urbanität ist Kontingenz. Auf sie wird im Folgenden eingegangen, um sie von dem bereits angeführten allgemeineren Begriff der Unbestimmtheit abzugrenzen. Kontingenz ist keine natürliche Tatsache oder Konstante, sondern vielmehr ein historisch variables Produkt der Selbstreflexion einer Gesellschaft. Im Unterschied zur reinen Unbestimmtheit bezeichnet Kontingenz „jenen Bereich begrenzter, also signifikanter Unbestimmtheit, in dem sich das Auch-anders-sein-Können als wirkliche Alternative manifestiert und so allererst einen Handlungsraum eröffnet“ (MAKROPOULOS 1998, 23).

Die Stadt basiert auf loser Soziabilität und zeigt daher ein hohes Maß an Kontingenz. Die Stabilität der urbanen Gesellschaft beruht maßgeblich auf der Besonderheit einer Verknüpfung verschiedener Instabilitäten, wie sie das Risiko des Fremdkontakts darstellt. Die Begegnungen zwischen Fremden sind geprägt durch doppelte Kontingenz, d.h. durch die gegenseitigen Unsicherheiten der Erwartungen und Handlungen von mehreren Akteuren (vgl. HONDRICH 1985, 60). Der Fremdkontakt ist die weit überwiegende Kontaktform in der Stadt. Die omnipräsente Individualisierung und Fremdheit generieren demzufolge ein hohes Maß an Kontingenz, die zu einem Kennzeichen der modernen Stadt wird. Das Leben in der Stadt findet folglich in einem erweiterten Kontingenzrahmen statt. Der Handlungsraum der Urbaniten wird systematisch konturiert und begrenzt von den verschiedenen Bereichen des Unverfügbaren, dessen Grenzen durch das Risiko des Fremdkontakts ausgedehnt werden. Kontingenz manifestiert sich in den erweiterten Handlungsmöglichkeiten der Akteure. Urbanität als räumlich ausgeformte, soziale Beziehungsstruktur ist mithin bestimmt von Individualisierung, Fremdheit und sich ergebender Kontingenz. Sie „ist der empirische Beweis für jene theoretische These, die behauptet, daß Kontingenz zum Eigenwert der modernen Gesellschaft geworden ist“ (NASSEHI 1999, 237). Urbanität lässt sich somit definieren als Kontingenz der Stadtgesellschaft auf der Grundlage von Individualisierung und omnipräsentem Fremdkontakt. Der Urbanitätsbegriff erfährt eine Verschiebung von der Stadt hin zum Stadtbewohner und seinen (erweiterten) Handlungsmöglichkeiten. An dieser Stelle bietet sich die Theorie PIERRE BOURDIEUS an, der mit seinem Konzept des Habitus ein geeignetes theoretisches Werkzeug entwickelt hat, um Urbanität und Akteur, Struktur und Subjekt zusammenzuführen. Um eine solche sich ergebende habituelle Urbanität zu konzeptualisieren, wird im Folgenden zunächst auf

die wesentlichen theoretischen Begriffe Habitus und Kapital eingegangen.

3 Habitus und Kapital in BOURDIEUS Sozialtheorie

Wesentliches Ziel der BOURDIEUSCHEN Soziologie ist die Überwindung des „grundlegendste(n) und verderblichste(n)“ (BOURDIEU 1987a, 49) aller Gegensätze, welche die Sozialwissenschaft nach Meinung des französischen Soziologen künstlich spalten, namentlich „der zwischen Subjektivismus und Objektivismus“ (ebd.). Die Logik menschlichen Handelns bleibt solange unverständlich, wie die Subjekt- und die Objektseite getrennt betrachtet und analysiert werden. Handeln, also menschliche Praxis, ist nur zu erklären, wenn die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt Gegenstand der Analyse wird. BOURDIEUS Theorie der Praxis verbindet nun die unterschiedlichen Erkenntnisweisen des Subjektivismus und Objektivismus durch eine Einbeziehung der Alltagserfahrungen der sozialen Akteure in die soziale Welt (vgl. ebd., 50). Er bezeichnet sein theoretisches Programm selbst als „konstruktivistischen Strukturalismus“ (BOURDIEU 1992a, 135) oder an anderer Stelle als „Theorie der Bedeutung des Eingeborens“ (BOURDIEU 1987a, 40).

3.1 Habitus

Wesentliches Element der Theorie der Praxis ist der Habitus. Er dient formal als ein Instrument, um auf theoretischer Ebene zwischen der Subjekt- und Objektebene zu vermitteln. Der Habitus ist zentral in BOURDIEUS Versuch, die diametralen Positionen des Subjektivismus und Objektivismus miteinander zu versöhnen. Vereinfacht gesprochen ist der Habitus ein „System von Grenzen“ (BOURDIEU 1992b, 33), die einem Individuum gewisse Handlungen verwehren, als unmöglich erscheinen lassen. Der Habitus ist das Grundprinzip menschlicher Handlungsfähigkeit, seine inkorporierte Geschichte, die in alle Handlungen der Gegenwart einfließt. Der Habitus formt sich in der Auseinandersetzung mit seiner sozialen Umwelt, d.h. die Klassenlagen der Akteure prägen seine Entstehung und formen de facto die Grenzen des Habitus aus. Analytisch lassen sich drei Aspekte auseinander halten. Er ist ein System, das aus Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata besteht. Die Wahrnehmungsschemata strukturieren die Wahrnehmung der sozialen Umwelt. Die Denkschemata generieren Alltagstheorien zur Interpretation und kognitiven Einordnung der sozialen Welt. Sie beinhalten implizite ethische Normen zur Beurteilung gesellschaftlicher Handlungen. BOURDIEU

bezeichnet diese dem Habitus eigene Ethik als „Ethos“ (1993, 126) des Habitus. Die Handlungsschemata bringen schließlich die individuellen oder kollektiven Praktiken der Akteure hervor.

Die Idee, dass Menschen über einen Habitus verfügen, der ihre Wahrnehmungen, ihr Denken und ihr Handeln implizit steuert und begrenzt, kam bereits in der Antike auf. BOURDIEU selbst bezeichnet als Quellen seiner Theorie zum einen die Scholastik, die „Habitus“ als Übersetzung der aristotelischen „Hexis“ benutzte. Des Weiteren fungierten EMILE DURKHEIM, der in seiner „*Evolution pédagogique en France*“ das Problem der christlichen Erziehung in der Ausbildung eines christlichen „Habitus“ bei Heiden erkannt haben wollte, sowie MARCEL MAUSS und sein Werk über die Techniken des Körpers als Basis des Konzepts (vgl. ebd., 127). BOURDIEU kombiniert diese Ideen nun mit dem „Wesenssinn“ des Kunsthistorikers ERWIN PANOFKY zu seinem Habitusbegriff. Der „Wesenssinn“ steht hinter allen künstlerischen Phänomenen einer Epoche. Er erweckt „den Eindruck einer inneren Struktur, an deren Aufbau, Geist, Charakter, Herkunft, Umgebung und Lebensschicksal in gleicher Weise mitgearbeitet haben“ (PANOFKY 1964, 93). Der „Wesenssinn“ ist folglich als Produktionsprinzip einer Epoche allen Kunstwerken auf einer Metaebene vorgeschaltet. PANOFKY zufolge ist seine Quelle das „weltanschauliche Urverhalten“ (ebd., 95) der Subjekte, wobei die Grenzen in der allgemeinen Geistesgeschichte als „Inbegriff des weltanschaulich möglichen“ (ebd.) liegen, die den Künstlern bzw. Akteuren vorreflexiv vorausgesetzt sind. Die Idee „eines grundsätzlichen Verhaltens zur Welt“ (ebd., 93) beschreibt die Tatsache, dass im Zentrum des Individuellen Kollektives in Form von Kultur und Bildung zu entdecken ist (vgl. BOURDIEU 1974, 132). Jedes Individuum inkorporiert diese sozialen Bedingungen in den Grenzen seiner Kultur. Diese „Verinnerlichung der Äußerlichkeit“ (BOURDIEU 1987a, 102) zeigt sich im Habitus, der folglich gesellschaftlich determiniert ist.

Die Elemente des Verhaltens von Personen mit identischen gesellschaftlichen Positionen und daher ähnlichen Habitus weisen Gemeinsamkeiten auf. Sie zeigen eine Art Affinität des Stils. Es sind erworbene und keine angeborenen oder natürlichen Charakteristiken. BOURDIEU definiert die Habitusformen daher als „Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen“ (1976, 165). In BOURDIEUS Sozialtheorie fungiert der Habitus als „Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen“ (ebd., 164), d.h. der

Habitus ermöglicht es den sozialen Akteuren, soziale Praxis zu generieren und gleichzeitig zu erkennen, wahrzunehmen und zu erfahren. BOURDIEU geht also davon aus, dass die Akteure gesellschaftlich prädestiniert sind und nicht nach freien eigenen Maßstäben handeln. Der Habitus ist dabei „ein Produktionsprinzip von Praktiken unter anderem“ (BOURDIEU 1989, 397). BOURDIEU postuliert somit, dass nicht der soziale Akteur gesellschaftlich prädestiniert ist, sondern sein Habitus, denn „wir sind [...] in dreiviertel unserer Handlungen Automaten“ (ebd.). Diese Konzeption des Habitus ist mit der Gefahr verbunden, menschliches Handeln allzu monolithisch und strukturiert zu denken. BOURDIEU betont jedoch das Gegenteil. Der Habitus ist prinzipiell offen und divers, jedoch immer innerhalb seiner Grenzen. Die Idee des Lebensstils ist daher geeignet, diese lose Systematik auszudrücken, die jedes menschliche Handeln und Verhalten charakterisiert (vgl. BOURDIEU 2002a, 29).

3.2 Kapital

Die Handlungsmöglichkeiten der Akteure werden also zum einen durch die Grenzen ihrer Habitus, d.h. ihrer inkorporierten Geschichte, eingeschränkt. Ihre Praxismöglichkeiten sind darüber hinaus bedingt durch die externen Strukturverhältnisse der verschiedenen Felder. Felder sind Ausdruck der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. Sie sind als Äquivalent zum Habitus die objektivierte Geschichte in Gestalt von Institutionen (vgl. JURT 2004, 211). BOURDIEUS Feldbegriff bezeichnet einen mehrdimensionalen funktionspezifischen Teilbereich der Gesellschaft, dessen Struktur sich aus den sozialen Positionen der Akteure sowie ihrer Beziehungen zueinander und ihrem spezifischen Kapitalbesitz ergibt. Beispiele wären das religiöse Feld, das politische Feld oder auch das ökonomische Feld. Somit sind ein zweites wichtiges Strukturierungskriterium in BOURDIEUS Theorie die unterschiedlichen Daseinsformen von Kapital. Kapital ist akkumulierte Arbeit, die entweder in materialisierter Form oder in inkorporiertem Zustand existiert (vgl. BOURDIEU 1983, 183). Es fungiert als entscheidende Ressource bei der Durchsetzung von Interessen, ähnlich wie Trümpfe in einem Kartenspiel (vgl. BOURDIEU 1985, 10). BOURDIEU unterscheidet im Wesentlichen vier verschiedene Kapitalsorten, die untereinander teilweise konvertierbar sind. Diese sind das ökonomische, das soziale, das kulturelle und das symbolische Kapital.

Ökonomisches Kapital ist direkt in Geld konvertierbar. Es ist institutionalisiert durch das Eigentumsrecht. BOURDIEU unterscheidet drei Formen des ökonomischen Kapitals. Diese sind das kommerzielle Kapital,

d.h. die Verkaufskraft, das technologische Kapital, d.h. der Bestand an wissenschaftlichen und technischen Ressourcen, und das finanzielle Kapital, d.h. der direkte oder indirekt über Banken vermittelte Zugriff auf finanzielle Ressourcen (vgl. BOURDIEU 2002b, 193). Das Sozialkapital bezeichnet alle potentiellen und aktuellen Ressourcen, die sich aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Gruppe erwerben lassen. Eine Gruppe ist charakterisiert durch ein dauerhaftes Netz von Beziehungen, die auf gegenseitiges Kennen und Anerkennen beruhen. Soziales Kapital kann sich daher nur in der Praxis vermittelt über Tauschbeziehungen realisieren (vgl. BOURDIEU 1983, 190f.). Kulturelles Kapital weist ebenfalls, wie das ökonomische Kapital, drei distinkte Ausprägungen auf. Es existiert als inkorporierte dauerhafte Disposition des Organismus, als objektivierte Kultur in Form von Gütern, beispielsweise Gemälde, Maschinen, Lexika oder Bücher, und in institutionalisiertem Zustand in Form von Bildungstiteln. Kulturelles Kapital besteht somit aus einer über die Zeit erworbenen verinnerlichten Komponente, einer materialisierten und einer symbolischen Komponente. Nur das inkorporierte Kulturkapital, d.h. die Gesamtheit des expliziten und impliziten Wissens³ eines Akteurs, entzieht sich dabei einer kurzfristigen Weitergabe durch Schenkung, Vererbung, Kauf oder Tausch. Es ist vielmehr ein Bestandteil des Habitus einer Person (vgl. ebd., 187). Symbolisches Kapital ist das Prestige und Renommee, das sich aus dem Besitz der drei anderen Kapitalien ergibt. Es besteht aus einer beliebigen Kapitalsorte, die von anderen sozialen Akteuren erkannt und anerkannt wird. Die Wahrnehmungskategorien der Akteure müssen so beschaffen sein, dass sie die „in die Struktur der Distribution dieser Kapitalsorte eingegangenen Gliederungen oder Gegensatzpaare“ (BOURDIEU 1998, 108f.) als Werte erkennen.

BOURDIEUS Kapitaltheorie speist sich aus einer Kritik an der Wirtschaftstheorie, welche die Gesamtheit der sozialen Reziprozität auf den Warentausch fokussiert, der primär vom Eigennutz bestimmt ist. Folgt man BOURDIEU, ist dies aber nur ein Teilbereich aller in Frage kommenden gesellschaftlichen Austauschpro-

zesse, denn prinzipiell existieren „so viele Formen von Arbeit [...] wie Felder und daß man die mondänen Aktivitäten der Aristokraten genauso wie die religiösen Tätigkeiten des Priesters oder Rabbiners als spezifische, auf Wahrung oder Mehrung spezifischer Formen von Kapital ausgerichtete Formen von Arbeit ansehen muß“ (BOURDIEU 1992a, 112).

4 *Residenzielles Kapital und habituelle Urbanität*

Die Konzeption eines residenziellen Kapitals auf Basis der BOURDIEUSchen Sozialtheorie knüpft sich an eine der grundlegendsten Eigenschaften der modernen Gesellschaft. In einer hierarchischen Gesellschaft kann es keinen Raum geben, der nicht selbst auch hierarchisch wäre. Plastischer Ausdruck dieser in den Raum eingeschriebenen Hierarchie sind die Bodenpreise. Sie bilden ein unsichtbares Grundgerüst, das sich über den Raum legt und die Aneignungsmöglichkeiten von Orten faktisch entlang der den Akteuren zur Verfügung stehenden Kapitalien sortiert (vgl. ARING 2005, 34). Die Hierarchien der Gesellschaft, in BOURDIEUS Terminologie der soziale Raum, und des physischen Raums, der in BOURDIEUS Theorie per se angeeignet und damit hierarchisch ist, stehen in einem korrespondierenden Verhältnis. Der angeeignete physische Raum ist die Objektivierung der sozialen Verhältnisse. Die Gesellschaft, d.h. der soziale Raum, und der angeeignete physische Raum sind untrennbar miteinander verwoben, jedoch nicht identisch. Der soziale Raum „realisiert sich aber tendenziell und auf mehr oder minder exakte und vollständige Weise innerhalb“ (BOURDIEU 1991, 28) des physischen Raumes. Der aus Einschreibung des sozialen in den physischen Raum resultierende angeeignete physische Raum ist für BOURDIEU der Ort, an dem Macht sich bestätigt und vollzieht (vgl. ebd., 27). Als Mechanismus der Objektivierung fungiert die Verteilung der Güter, Dienstleistungen und Akteure im angeeigneten physischen Raum, d.h. im hierarchisierten verdinglichten Sozialraum. Der Wert des objektivierten Sozialraums ergibt sich aus dieser doppelten Verteilung von Gütern und Individuen (vgl. ebd., 29). Aus dieser Überlegung folgt, dass der von einem Akteur eingenommene Platz im angeeigneten physischen Raum, z.B. der Wohnort, der Arbeitsort aber auch temporär okkupierte Orte wie Ehrenplätze etc., ein hervorragender Indikator für dessen Stellung im sozialen Raum darstellt. Diese Verbindung ist keinesfalls kausal oder umkehrbar, sondern rein deskriptiv. Dennoch ist die legitime Besetzung eines Ortes im angeeigneten physischen Raum an Eigenschaften gekoppelt, die sich nur in den Feldern

³ Das implizite Wissen entzieht sich seiner Tradierung, indem die Aufmerksamkeit des Akteurs von einem proximalen auf einen distalen Term verschoben wird. Man registriert den proximalen Term eines Aktes impliziten Wissens nur im Kontext seines distalen Terms, z.B. werden beim Fahrrad fahren die verschiedenen Muskelbewegungen als Ausführung jenes Könnens registriert, auf das die Aufmerksamkeit gerichtet ist, ohne dass man in der Lage wäre, die einzelnen Muskelkontraktionen zu benennen (vgl. POLANYI 1985, 20).

des sozialen Raumes erwerben lassen, allen voran Kapital in seinen verschiedenen Ausprägungen.

Individuen in den jeweiligen höchsten sozialen Positionen der gesellschaftlichen Felder und korrespondierend die begehrtesten Orte im objektivierten Sozialraum neigen dazu, sich zu überlagern. Das Ergebnis sind Konzentrationen von seltenen Gütern und ihren Besitzern an bestimmten Stellen des angeeigneten physischen Raums (vgl. BOURDIEU 1997, 161). Diese finden sich zumeist in Städten. Die aus der Überlappung von Akteuren und begehrten Gütern resultierende Bedeutung von Städten zeigt sich anschaulich in der französischen Literatur. Beispielsweise setzen die Realisten Balzac und Stendhal sozialen Aufstieg mit einem Umzug „hinauf“ in die Stadt gleich, mit einer „Eroberung“ der Stadt und Aufnahme in die urbane Gesellschaft (vgl. AUGÉ 1998, 407). Bereits der reine Umzug und die damit einhergehende Nähe zu den begehrtesten Orten des Sozialsystems wird als Aufstieg interpretiert, unabhängig davon, ob ein sozialer Aufstieg tatsächlich gelingt. Das Wohnen in der Stadt, ganz gleich in welcher Form, ist für die französischen Literaten traditionell bereits ein Zuwachs an Renommee. BOURDIEU differenziert diesen Zugewinn an symbolischem Kapital durch die legitime Aneignung von bestimmten Orten im objektivierten Sozialraum, indem er nur den Bewohnern von exklusiven Räumen, „denen gemein ist, nicht gemein zu sein“ (1991, 34), einen Mehrwert an symbolischem Kapital aufgrund ihrer Konzentration an bestimmten Orten des verdinglichten Sozialraums zuschreibt. Der sich einstellende Gewinn an Prestige und Renommee bezeichnet er als „Klub-Effekt“, dessen Gegenteil der „Ghetto-Effekt“ ist, d.h. die Stigmatisierung aufgrund des Wohnorts (vgl. ebd.). Dieses symbolische Kapital, das sich ausschließlich aufgrund des Wohnens an einem bestimmten Ort akkumuliert, ist jedoch nur verfügbar, wenn der Akteur über die Eigenschaften verfügt, die von den legitimen Bewohnern dieses Ortes verlangt werden. Die wichtigste dieser Eigenschaften ist der Habitus. Ein legitimer Bewohner eines Ortes besitzt folglich einen an die Strukturen dieses Raumes angepassten Habitus.

Vor diesem skizzierten räumlichen Hintergrund bezieht sich residenzielles Kapital nun primär auf das Set von Eigenschaften, die „sich nur durch die langfristige Besetzung dieses Ortes selbst und den kontinuierlichen Kontakt zu seinen legitimen Bewohnern erwerben lassen“ (BOURDIEU 1997, 165). BOURDIEU bezeichnet diese Besonderheiten auch als „Ortseffekte“ (vgl. ebd., 159 passim). Zwei von BOURDIEU konzeptionalisierte Kapitalien sind in diesem Kontext entscheidend: das Sozialkapital und das sprachliche Kapital. Das Netzwerk an Beziehungen und Verbindungen, und vor

allem die herausgehobenen Verbindungen und Freundschaften aus dem Kindes- und Jugendalter, die „vor Ort“ entstehen, verleihen dem Geburtsort und abgeschwächt dem Wohnort seine besondere Bedeutung. Dieses Sozialkapital ist an den Ort des Wohnens bzw. der Enkulturation gebunden. Es ist umso bedeutender, je mehr symbolisches Kapital der Wohnort generiert bzw. je herausgehobener die sozialen Positionen der Bewohner im sozialen Raum sind. Die zweite wichtige Eigenschaft, die der Wohn- bzw. Geburtsort verleiht, ist das sprachliche Kapital. Die Aussprache ist für BOURDIEU ein Kapital, für das korrespondierend ein zugeordneter Markt besteht (vgl. 1993, 117). Jede Sprache ist hierarchisiert. Idiome, Jargons und Dialekte existieren in jeder Sprache und ihre Signifikanz kann prinzipiell gelernt werden. Dennoch besitzt jede soziale Gruppe ihren eigenen sprachlichen Code, der auf der gemeinsamen Vergangenheit beruht (vgl. SCHÜTZ 1944, 505). Nicht jede Sprache besitzt auf dem sprachlichen Markt nun den gleichen Wert. Sprachlicher Profit kann nur erzielt werden, wenn die jeweilige „Hochsprache“ beherrscht wird, d.h. der sprachliche Code, der von den Akteuren in den höchsten sozialen Positionen verlangt wird. Sprache ist eine legitime Inklusionsregel für den Zugang zu diesen sozialen Positionen. Der „sprachlichen Herrschaft“ (BOURDIEU 1993, 121) unterliegt prinzipiell jeder Akteur in jeder Interaktionssituation. BOURDIEU zeigt dies am Beispiel des pariserischen Hochfranzösisch exemplarisch auf. An der Norm der Beherrschung dieses „akzentfreien“ Französisch muss sich nun jeder Akteur messen lassen, d.h. der Pariser Sprecher „beherrscht“ die anderen, da jeder in Interaktionssituationen, z.B. auf dem Postamt, in der Schule etc., in einem über die Sprache vermittelten objektiven Verhältnis zu ihm steht (vgl. ebd., 122). Die „richtige“, d.h. wertvolle Sprache auf dem sprachlichen Markt lässt sich daher vor allem erlernen, wenn der Geburtsort ein Ort ist, wo diese Sprache gefordert und tradiert wird. BOURDIEU hebt daher die Bedeutung des Geburtsortes und in abgeschwächter Form die Bedeutung des Wohnortes beim Spracherwerb hervor (vgl. ebd. 124). Sprachliches Kapital akkumuliert sich demzufolge am Beispiel Frankreichs in seiner wertvollsten Ausprägung vor allem durch Situierung in Paris.

Das residenzielle Kapital, d.h. das primäre Set von Eigenschaften, die sich durch die besondere Bedeutung des Wohn- und Geburtsortes akkumulieren, inkorporiert sich zu Teilen als Disposition des Habitus. Die körperlichen und sprachlichen Ausdrucksformen, BOURDIEU verwendet für sie den Begriff „kairos“ (ebd., 116), d.h. die Kunst, eine Sprache zu beherrschen und diese Kunst auch treffsicher anzuwenden, werden durch den

Wohn- und Geburtsort beeinflusst und sind Teil des Habitus. Sie sind eine kulturelle Kompetenz des Akteurs und somit eine Form von kulturellem Kapital. Residenzielles Kapital ist somit zum einen der Aspekt des kulturellen Kapitals, der im Zusammenhang mit dem Wohn- und Geburtsort erworben wird. Residenzielles Kapital existiert in dieser Form in verinnerlichtem, inkorporiertem Zustand als dauerhafte Disposition des Organismus. Es ist zum anderen das soziale Kapital, das durch die Situierung an einem Ort des angeeigneten physischen Raums gewonnen wird.

Die Akkumulierung von residenziellem Kapital in einer Stadt führt nun zu einem Habitus, der an die sozialen Strukturen seiner Umgebung angepasst ist. Der urbane Habitus beinhaltet die kulturelle Kompetenz zu einer Bewältigung des Lebens in einem Klima von Individualisierung, Fremdheit und Kontingenz. In der Literatur finden sich im Prinzip zwei klassische Ansätze zur Bewältigung dieser Kontingenz der Stadt. Der erste ist der „SIMMEL-Ansatz“, welcher das Individuum zur Ausbildung von Intelligenz zwingt, da anderenfalls eine nicht zu bewältigende Fülle von Informationen auf den Urbaniten „einstürzt“. Der zweite ist der „Chicago-Ansatz“, welcher die Stadt als einen heterogenen ökologischen Zusammenhang mit abwesender Ordnung begreift (vgl. BAECKER 2004, 257). Beide Ansätze dienen schlussendlich zur Beantwortung von Kontingenz. Urbanität, d.h. Kontingenz, die aus Individualisierung und Fremdheit entsteht, zu bewältigen, ist die Kompetenz, die einem Akteur in der Stadt akkumuliertes residenzielles Kapital verleiht. Ein urbaner Habitus versetzt ihn in die Lage, mit der Urbanität der Stadt zu leben. An einer konkreten Situation verdeutlicht äußert sich dies z.B. im Vermögen, die Liminalis von einer unbekanntem zu einer bekannten Person ohne Einbindung in einen ritualisierten Kontext zu überschreiten (vgl. TURNER 1969, 94ff.), d.h. ein Akteur besitzt ausreichendes sprachliches, kulturelles und soziales Kapital, um diese „Schwelle“ zu über-treten, um seine „gezähmte Abneigung gegenüber dem Fremden“ (HELBRECHT 2001, 112) punktuell oder kontinuierlich zu überwinden.

Der Habitus gewährleistet nun als Produkt der Geschichte die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich im Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen. Er fungiert als Erzeugungsprinzip der individuellen und kollektiven Praxisformen (vgl. BOURDIEU 1987a, 101). In der Stadt akkumuliertes residenzielles Kapital, d.h. die kulturelle Kompetenz des Umgangs mit einer urbanen Umgebung, ist in Form einer somatisierten Disposition auf diese Weise aktiv an den Erzeugungsformen von Praktiken beteiligt. Urbanität wird habituell, da

ihre Bewältigung, bzw. der Umgang mit Individualisierung und Fremdheit tradiert über den Habitus, permanent Eingang in die Praxisformen der Akteure findet. In Form der habituellen Urbanität ist diese nun theoretisch auch jenseits der Stadt denkbar, vermittelt über die inkorporierte Geschichte des Habitus der sozialen Akteure. Im Dispositionssystem des Habitus ist residenzielles Kapital gegenwärtig und gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen in den Praxisformen. Mit den Worten BOURDIEUS ist ein urbaner Habitus das Ergebnis einer „zur Tugend gemachten Not“ (ebd., 100) seiner sozialen Bedingungen, unter anderem ein Ergebnis der sozialen Dichte der Stadt. Urbanität ist auf die skizzierte Weise folglich ohne die Stadt vorstellbar. Sie wäre dann, wie SIEBEL feststellt, „ortlos geworden“ (1999, 119).

5 Urbanisierung und habituelle Urbanität

Der Habitus in seiner Eigenschaft als strukturierende Struktur, d.h. als *modus operandi* der Praxisformen, ist der Garant der Rückübersetzung der spezifischen Kapitalstruktur eines Individuums in einen einheitlichen Lebensstil. BOURDIEU definiert den *modus operandi* als die produktive Aktivität des Bewusstseins, im Gegensatz zum *opus operatum*, der strukturierten Struktur, d.h. der Ergebnisse der Arbeit des *modus operandi* (vgl. BOURDIEU 1977, 113). Der Lebensstil als Praxis oder *opus operatum* ist somit das Ergebnis der strukturierenden Arbeit eines Habitus analog zu der zur Verfügung stehenden Kapitalstruktur. BOURDIEU spricht vom Habitus als generatives und vereinheitlichendes Prinzip, „das die intrinsischen und relationalen Merkmale einer Position in einen einheitlichen Lebensstil rückübersetzt“ (1998, 21). Der Lebensstil ist ein einheitliches Ensemble der von einem Akteur für sich ausgewählten Personen, Güter und Praktiken. Im weitesten Sinne gefasst sind Lebensstile Regelmäßigkeiten kultureller Ausdrucks- und Verhaltensweisen der Menschen im Hinblick auf ihre Interaktion, ihr Wissen, ihre Meinungen und ihre Einstellungen. Diese Lesart von Lebensstil als eine Synthese aus den Resultaten subjektiver Wahlentscheidungen und aus der strukturierenden Lenkung von Eigenschaften der Soziallagen, d.h. der individuell zugeordneten Kapitalstruktur, scheint sich in der Sozialgeographie in jüngster Zeit durchzusetzen (vgl. KLEE 2003, 66).

Der Habitus eines Akteurs prägt mittels des Lebensstils die objektiven Strukturen seiner Umwelt. BOURDIEU spricht davon, dass der Habitus das Habitat „macht“, da er die Geschmackspräferenzen für den Lebensraum innerhalb seiner ihm immanenten Gren-

zen prägt (vgl. 1991, 32). Urbanität, verankert in Form von residenziellem Kapital im Dispositionssystem des Habitus, zeigt sich folglich in den objektiven Strukturen des Raumes. Der Besitz eines urbanen Habitus weitet die Grenzen des Handelns aus. Als deutlicher Hinweis dieser Kontingenzausweitung kann der hohe Anteil an unerklärter Varianz in Modellen großer Sozialerhebungen dienen, die soziales Handeln auf der Grundlage der klassischen Strukturvariablen erklären wollen. Auf diese unerklärte Varianz weisen ERZBERGER und KELLE explizit hin (vgl. 1999, 522). Die habituelle Grenzerweiterung hat ferner vermittelt über die Praxis des Lebensstils direkte Auswirkungen auf die Urbanisierung. Eine Pluralisierung und Heterogenisierung der Räume ist die Folge, die sich in einer diverseren Beschäftigungsstruktur, steigenden Anteilen von Menschen mit Migrationshintergrund oder ausdifferenzierten Wohnstilen ausdrücken kann. In empirischen Studien erscheint diese Diversifizierung in ihrer statistischen Gestalt als unerklärte Varianz. Habituelle Urbanität nimmt somit indirekt über die Geschmackspräferenzen der Akteure Einfluss auf das physische und soziale Erscheinungsbild des angeeigneten physischen Raumes. Die theoretische Konzeption des urbanen Habitus stellt dabei das Bindeglied dar zwischen der Subjektebene des Akteurs und der Objektebene des angeeigneten (objektivierten) Sozialraums. Habituelle Urbanität verbindet den Akteur und die Struktur des Raumes in einem synthetischen Ansatz. Der Habitus fungiert als Medium der Expansion von Urbanität. Urbanisierung lässt sich somit als ein Ausbreiten habituellder Urbanität in (vormals) ländliche Räume explizieren. Infolgedessen bietet sich zur empirischen Untersuchung der am Anfang des Beitrags aufgezeigten These einer „ubiquitären Urbanität“ resp. einer vollkommenen Urbanisierung der Gesellschaft eine Zentrierung auf das in den Habitus der Akteure eingegangene residenzielle Kapital an. BOURDIEU selbst deutet die Möglichkeiten eines solchen Ansatzes in seiner umfassenden Studie zum kulturellen Konsum der unterschiedlichen Klassen in Frankreich an, ohne sie diesbezüglich konsequent weiter zu verfolgen (vgl. 1987b, 570ff.).

6 Schlussbemerkung

Die Konzeption von residenziellem Kapital und habituellder Urbanität auf der Basis der BOURDIEUSCHEN „Theorie der Praxis“ eröffnet einen akteurszentrierten Zugang zu Urbanisierungs- und Transformationsprozessen. Die einsetzende Ausdifferenzierung der Gesellschaft mit Beginn der Moderne führt in ihrem

Fortgang zu einer Auflösung der kompakten Figur des Fremden. Die Unterscheidung eigen/fremd wird substituiert durch die neuen Unterscheidungen bekannt/unbekannt sowie persönlich/unpersönlich, die in ihrer Folge zur „Leitfigur der Indifferenz“ (STICHWEH 2001, 27) aller Kontakte in der modernen Gesellschaft führen. Die städtische Soziabilität ist aufgrund ihrer Dichte an Fremdkontakten dementsprechend in besonderem Maße von Indifferenz geprägt. Ein urbaner Habitus stattet den Akteur nun mit der Kompetenz aus, in einer individualisierten und indifferenten Umgebung zu leben. Diese Kompetenz ist ein Kapital, da sie dem Akteur einen unterscheidbaren Wert zuweist, wie BOURDIEU betont: „Bei einem Habitus, dessen Strukturen denen der sozialen Welt entsprechen, in der er funktioniert, wird jede Eigenschaft (Aussprache, Kleidung, körperliche Haltung, Bildungstitel, Wohnung usw.) in ihrer Beziehung zu anderen wahrgenommen; folglich in ihrem positionalen, unterscheidenden Wert“ (1989, 402f.). Das In-den-Blick-Nehmen von in den Habitus der Akteure eingegangener Urbanität eröffnet neue, bisher unbeachtete Perspektiven auf Transformationsvorgänge in ländlichen Räumen, wie beispielsweise die Eingangs erwähnten „postsuburbanen Entwicklungsmuster“ (KAGERMEIER et al. 2001, 172) solche darstellen.

Literatur

- AMIN, A. u. THRIFT, N. (2002): *Cities. Reimagining the Urban*. Cambridge.
- ARING, J. (2005): Bodenpreise und Raumentwicklung. In: *Geographische Rundschau* 57 (3), 28–34.
- AUGÉ, M. (1998): *Die Stadt – Vom Imaginären zur Fiktion*. In: Kunst und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hg.): *Der Sinn der Sinne*. Göttingen, 401–414.
- BAECKER, D. (2004): Miteinander Leben, ohne sich zu kennen: Die Ökologie der Stadt. In: *Soziale Systeme* 10, 257–272.
- BAHRDT, H. P. (1971²): *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. Hamburg.
- BAHRENBERG, G. (2003): Suburbanisierung – die Abschwächung der Stadt/Land Differenz in der modernen Gesellschaft. In: KRÄMER-BADONI, T. u. KUHM, K. (Hg.): *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*. Opladen, 215–232.
- BECK, U. (1983): Jenseits von Stand und Klasse? In: KRECKEL, R. (Hg.): *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt* 2. Göttingen, 37–74.
- BOURDIEU, P. (1974): *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt a.M.
- (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.

- (1977): Symbolic Power. In: GLEESON, D. (Hg.): Identity and Structure: Issues in the Sociology of Education. Driffield, 112–119.
- (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: KRECKEL, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt 2. Göttingen, 183–198.
- (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a.M.
- (1987a): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- (1987b): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- (1989): Antworten auf einige Einwände. In: EDER, K. (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt a.M., 395–410.
- (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: WENTZ, M. (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge 2. Frankfurt a.M. (u.a.), 25–34.
- (1992a): Rede und Antwort. Frankfurt a.M.
- (1992b): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg.
- (1993): Soziologische Fragen. Frankfurt a.M.
- (1997): Ortseffekte. In: BOURDIEU, P. et al. (Hg.): Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens. Konstanz, 159–167.
- (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a.M.
- (2002a): Habitus. In: HILLER, J. u. ROOKSBY, E. (Hg.): Habitus. A sense of place. Aldershot (u.a.), 27–34.
- (2002b): Der Einzige und sein Eigenheim. Hamburg.
- COSER, L. A. (1972): The Alien as a Servant of Power: Court Jews and Christian Renegades. In: American Sociological Review 37, 574–581.
- ERZBERGER, C. u. KELLE, U. (1999): Integration qualitativer und quantitativer Methoden. Methodologische Modelle und ihre Bedeutung für die Forschungspraxis. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 51, 509–531.
- FORTES, M. (1975): Strangers. In: FORTES, M. u. PATTERSON, S. (Hg.): Studies in African Social Anthropology. London (u.a.), 229–253.
- HABERMAS, J. (1988): Nachmetaphysisches Denken: Philosophische Aufsätze. Frankfurt a.M.
- HAHN, A. (1994): Die soziale Konstruktion des Fremden. In: SPRONDEL, W. M. (Hg.): Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion. Für Thomas Luckmann. Frankfurt a.M., 140–163.
- HÄUSSERMANN, H. u. SIEBEL, W. (1997): Stadt und Urbanität. In: Merkur 51, 293–307.
- HELBRECHT, I. (2001): Sokrates, die Stadt und der Tod. Individualisierung durch Urbanisierung. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 75, 103–112.
- HONDRICH, K. O. (1985): Begrenzte Unbestimmtheit als soziales Organisationsprinzip. In: Neue Hefte für Philosophie 24/25, 59–78.
- (2004): Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft. Frankfurt.
- JURT, J. (2004): Pierre Bourdieu (1930–2002). Eine Soziologie der symbolischen Güter. In: HOFMANN, M. L.; KORTA, T. F. u. NIEKISCH, S. (Hg.): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt a.M., 204–219.
- KAGERMEIER, A.; MIOSGA, M. u. SCHUSSMANN, K. (2001): Die Region München – Auf dem Weg zu regionalen Patchworkstrukturen. In: BRAKE, K.; DANGSCHAT, J. S. u. HERFERT, G. (Hg.): Suburbanisierung in Deutschland. Aktuelle Tendenzen. Opladen, 163–173.
- KLEE, A. (2003): Lebensstile, Kultur und Raum. Anmerkungen zum Raumbezug sozio-kultureller Gesellschaftsformationen. In: Geographische Zeitschrift 91, 63–74.
- MAKROPOULOS, M. (1998): Kontingenz und Handlungsraum. In: GRAEVENITZ, G. VON u. MARQUARD, O. (Hg.): Kontingenz. Poetik und Hermeneutik 17. München, 23–25.
- NASSEHI, A. (1999): Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne. Opladen (u.a.).
- PANOFKY, E. (1964): Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst. In: OBERER, H. u. VERHEYEN, E. (Hg.): Erwin Panofsky. Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft. Berlin, 85–97.
- PERKINS, C. C. (1885): The Siris Bronzes. In: The American Journal of Archaeology and the History of the Fine Arts 1 (2/3), 162.
- POLANYI, M. (1985): Implizites Wissen. Frankfurt a.M.
- SALIN, E. (1960): Urbanität. In: Deutscher Städtetag (Hg.): Erneuerung unserer Städte. Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetags, Augsburg 1.–3. Juni 1960. Neue Schriften des Deutschen Städtetages 6. Stuttgart (u.a.), 9–34.
- (1970): Von der Urbanität zur „Urbanistik“. In: Kyklos 23, 869–881.
- SCHÜTZ, A. (1944): The Stranger. An Essay in Social Psychology. In: American Journal of Sociology 49, 499–507.
- SIEBEL, W. (1999): Ist Urbanität eine Utopie? In: Geographische Zeitschrift 87, 117–124.
- SIMMEL, G. (1992): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a.M.
- STICHWEH, R. (1991): Universitätsmitglieder als Fremde in spätmittelalterlichen und frühmodernen europäischen Gesellschaften. In: FÖGEN, M. T. (Hg.): Fremde der Gesellschaft. Historische und sozialwissenschaftliche Untersuchungen zur Differenzierung von Normalität und Fremdheit. Studien zur Europäischen Rechtsgeschichte 56. Frankfurt a.M., 169–191.
- (1997): Der Fremde – Zur Soziologie der Indifferenz. In: MÜNKLER, H. (Hg.): Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Berlin, 45–64.
- (2001): Fremde im Europa der frühen Neuzeit. In: BOHN, C. u. WILLEMS, H. (Hg.): Sinngeneratoren: Fremd- und Selbstthematisierung in soziologisch-historischer Perspektive. Konstanz, 17–33.
- TUAN, Y.-F. (1986): Strangers and Strangeness. In: Geographical Review 76, 10–19.
- TURNER, V. W. (1969): The ritual process. Structure and anti-structure. London.